

Lieber Andreas von Ow, meine Damen und Herren

Die Welt der Farben.

Das ist auch so eine gefügte Wendung. Hört sich nach viel an und sagt aber wenig. Floskel.

Nicht so hier. Nicht bei Andreas von Ow. Da ist es die schlicht treffende Bezeichnung eines Sachverhalts - in der Umkehrung jedenfalls. Farben sind da nichts anderes als Farben der Welt. Da kommen sie her. Nachweislich und ausdrücklich. Und die Malerei ist durch die Farben buchstäblich welthaltig. Das hört sich nach viel an. Ist es auch. Und ist doch wunderbar einfach.

Um nichts als die Wirklichkeit der Farbe ging oder geht es der so genannten Essentiellen oder Radikalen Malerei. Ein letzter, pur malerischer Schluss, unter Ausschluss von Abstraktion und Metaphorik. Ein jedes Bild ein authentisches Sichtbarwerden. Und in der Tat: Forderung ans produktive Auge.

Wer jetzt bei Andreas von Ow in der monochromen, in Schichten vertieften und verdichteten Einheit der Farbflächen - auf Papier, Holz, Glas, nackter Wand... - solche Malerei wiederzufinden meint: Ganz unrecht hat er nicht. Doch übersieht er was! Der Maler denkt den Ansatz weiter. Nimmt nichts zurück, schließt aber ins Bildkonzept einen weiten räumlichen Kontext mit ein. Farbe bezieht er nicht, wie die Kollegen gewöhnlich, als Künstlerfarbe vom Händler. Per Beischrift genannt ist jedes Mal die Art der verwendeten Farbsubstanz sowie der Ort ihrer Herkunft. Das mag man poetischen Materialismus nennen.

Teile eines Puzzles sind die Bilder. Puzzle einer autobiographischen Landkarte. Hoek van Holland, Hackescher Markt, Tempelhofer Feld in Berlin, Atelierhaus in Rotterdam, Markt in Jerusalem, Fußballplatz in Karlsruhe, A 5, Kunstverein Freiburg... Die Orte sind Fundorte. Was der Finder findet, kann vieles sein: Marmorstaub wie Bärlauch. Salz und diverses Unbekannte. Kurkuma, Henna, Paprika. Perlmutter. Oder - hier in Freiburg - „Material vom Boden des Arbeitsraumes von Günter Umberg“: des Radical Painters, des ersten Freiburger Akademielehrers von Andreas von Ow. „Aufgewischt“, heißt es.

Und unter den Bildstoffen: immer wieder Beeren. Im Gastatelier in Rotterdam gab es Brombeeren genug für zwei. Für den Maler und für die Malerei. Und bestens

kennt der sich bei Ligustersaft aus. Und in der Chemie der Holunderbeeren. Mit der Kunstgeschichte der Pigmente ist er per Du. Wo Jan Vermeer van Delft Sand in die Farbe mischte, weiß er. Frans Hals' Pinselschrift liest er. Die „Malle Babbe“ ist ihm in Berlin noch jedes Mal den Besuch wert. Bezüge, überall.

An seine Malmittel, die nicht nur Mittel sind, knüpfen sich Geschichten. Wie er in Jerusalem, in einem orientalischen Handelsakt, der für ihn erst mal ein Akt schwerer Selbstüberwindung war, zu Türkis und Lapislazuli kam. (Danach saßen Künstler und Händler friedlich beisammen beim Tee.) Wie er in Rotterdam Seegras fand und die Nase mit im Spiel war. Wie er grüne und braune Flaschenscherben vom Pflaster aufklaubt – Hinterlassenschaft Berlin-Neuköllner Straßentrinker. Bevor er malt, mahlt er. In der Kaffeemühle wird das gesammelte Glas im Handbetrieb pulvrig zerkleinert; als raue Paste, gebunden mit Kasein, deckt das präparierte Glas am Ende gefundene Glasscheiben. Ja, „gefunden“ will alles sein. Der persönlich gefärbte Umstand der Begegnung eint das autonome Bild mit Idee und Praxis einer diskret ins Leben erweiterten Kunst.

Wenn Andreas von Ow ein Farbfeld auf die Scheibe eines Fensters aufträgt, dann pointiert dies, was passiert: markiert den Weg der Farben einmal in der Gegenrichtung. Da wird dem Draußen, im Blick von drinnen, ein Farbton zugeeignet - ins Straßenbild eingespielt. Eine Geste, so plausibel wie anmutig. Man mag sie weltzugewandt nennen.

Wir sprechen von der sinnlichen Präsenz der Farbe. Von Farbe, die nicht nur Bildflächen sättigt – die man zum Beispiel auch trinken, essen kann. In der Liste von Ow'scher „Farbplatten“ finde ich unter Backstein, Sand, Asche vom Grill...: Erdbeeren. Dazu fällt mir Ezra Pound ein. Pounds „L'Art“ Ein Gedicht, das so überschaubar kurz ist, dass es wie ein Bild vor Augen steht.

„Grünes Arsen, auf ein eiweißes Tuch geschmiert, zerquetschte Erdbeeren! Komm lass die Augen schlemmen.“

Dem aufgerufenen Auge mag selbst Gift auch eine Delikatesse sein. „Grünes Arsen“! Was Augen alles vermögen! Die Augen des überaus fernnervigen, bis über die Schmerzgrenze hinaus wachen Antonin Artaud nahmen die aufflatternden Krähen an van Goghs tristem Ende als „Trüffelschwarz“ wahr. (Lebenshunger, gekleidet in die Farbe der Trauer.) Und Wassily Kandinsky, der Farbenthusiast, fand das festliche, hoch klingende Gelb in der Paella von Paul Klees Gattin Lilly

wieder. Fand: So schmeckt Gelb! Der Köchin sei dank, sagt er.

So umwerfend wirklich können Farben wirken.

Andreas von Ow macht ihre Wirkung geltend. Gern auch in situ. Das war in Freiburg im Kunsthaus L6 so, wo er den Farbstoff mit dem Bohrer aus der Wand gewann. Und das war im Herbst 2011 im Kunstverein Freiburg nicht anders gewesen. Da - beim jährlichen „Das soll Kunst sein“-Gruppentreffen der Freiburger Galeristen - ging an Ort und Stelle gesammelter Staub in ein Wandbild ein. „Die Farbe des Kunstvereins“. Ein großes, sich inwendig noch verdunkelndes Dunkel, das sich in meiner Erinnerung seltsam mit dem des Eichenwaldes von Paolo Uccellos später „Jagd“ im Museum in Oxford verbindet - mit dem tiefsten Walddunkel dort, in dem der zentralperspektivisch angelegte Raum, der die Jäger mit allen bunten Einzelheiten aufnimmt, - das ganze akribisch ausgemalte rationale Raumgebäude - am Ende doch vor unsern Augen verschwindet. Vorm tiefen Staubdunkel im Kunstverein im Marienbad schwebte in dem Herbst ein Schwarm traurig lächelnder Pappflieger von Hans-Jörg Georgi. Auch das blieb im Kopf.

Soghaftes Staubdunkel. Staub scheint Andreas von Ow kaum weniger lieb als der Blütenstaub einem bekannten Kollegen aus Biberach an der Riß. Was der Mensch sonst im Alltagsbetrieb geflissentlich meidet, der Maler nimmt es unter die Funde auf. Sammelt und sieht für bildwürdig an, was andere die Nase rümpfen und sich mit Kehrgerät rüsten lässt. In den Farben der Welt lässt Andreas von Ow eine Hierarchie nicht gelten. Das Grau von Berliner Großstadtschnee setzt er ins Bild, wie den Staub aus dem eigenen Zimmer. Was der Teppichboden einer Firma in Mulhouse hergibt. Oder eine Goldschmiede an Werkstaub. Was dann „Goldschale“ ist, es schimmert nicht. Doch wo, wenn nicht im Schmutz, wird Gold gefunden?

Den Schmutz nimmt der Maler mit franziskanisch grenzenloser Weltliebe an – und streift mit dem Ärmel die Arte povera. Alexander Mitscherlich „sinnierte“ über Schmutz und den Krieg gegen den Schmutz - die aggressive Ideologie der Saubermänner. Der Maler hier denkt ideologiefrei. Wo Staub ist, sieht er Staub - nicht gleich das drohende Chaos. Keine uneingestandene Lebensallergie lässt ihn in dem, was Leben nun mal aufwirbelt, gleich den ärgsten Feind sehen.

Da lebt einer Wachheit. Ein Auge haben wir in ihm, das - um es mit dem über die Defizite des sinnlichen Begreifens schwer ins Denken geratenen Peter Sloterdijk

zu sagen - „sich von der Welt die Welt zeigen lässt“. Ein an keine kleinliche Weisung gebundenes Auge.

Solche Art zu Sehen, als unstatthaft anzusehen, solch nicht-kanalisiertes Sich-Umschauen als unnütz, gar gefährlich zu diffamieren, - das hat eine lange Geschichte. Sicher kennen Sie alle noch den Heinrich-Hoffmann'schen „Struwwelpeter“; mit der Riege Schwererziehbarer, die ihre Auffälligkeiten teuer bezahlen. Suppenkasper, Zappelphilipp, Konrad („sagt die Frau Mama“)... Keiner entgeht seiner Strafe. Auch dem Hans Guck-in-die Luft wird „eine Lehre erteilt“. Am Ende steht Hans triefnass mit gesenktem Kopf und blicklos da. Sein Vergehen reimt der Text so:

„Wenn der Hans zur Schule ging,  
Stets sein Blick am Himmel hing.

Nach den Dächern, Wolken, Schwalben

Schaut er aufwärts allenthalben:

Vor die eignen Füße dicht

Ja, da sah der Bursche nicht...“

Was „der Bursche“ verweigert, ist: sein Sehen auf den praktischen Nutzen zu stützen. Zur Schule soll er. Doch: „Von der Welt die Welt zeigen“ lässt er sich. Guckt in die Luft - und will nicht erkennen, in welches (gesellschaftliche) Abseits er sich damit bewegt - in seiner exemplarischen Pflichtvergessenheit: der Augensch. Der gnadenlos bloßgestellte Künstler ist er!

Im Namen der Ordnung ist ihm der Reinform beschieden. Gerettet wird er, nach dem Sturz ins Wasser. Doch frei nach oben schaut der nimmer. Die dysfunktionale Optik, da sollen wir sicher sein, ist dem aus dem Leib.

„Bauz, Perdauz!“ tönt es in der Geschichte, von einem, der auszog das Sehen zu lernen. Wir indessen haben hier einen, der weiter kam, Gott sei dank. Einen, den wir nicht mit Hoffmann'schem Maß gemessen finden. Vielmehr von einer klarsichtigen Jury angemessen gewürdigt. Vieles, was er sieht, sahen wir nie. Vieles nie so. Nah liegt eigentlich alles. Auch sein Blick in die Luft, himmelwärts. Das wollen wir meinen.

Dem Hans im Buch ist nach dem vorgezeichneten Desaster - unterm Gelächter der linientreuen Fischlein „in der Reih“ - die Mappe davon geschwommen. Was drin war, wer weiß... (Womöglich kein Schulzeug.) Andreas von Ows „Bilder im Fluss“, die dagegen kennen wir. Sahen schon was, zum Beispiel im Kunstraum Al-

exander Bürkle (in einer Ausstellung mit eben dem Titel). Und sehen hier im Haus nun weiteres - und in der Stadt im Außenraum noch mehr.

Sie ahnen es: Ich spreche von den Videos. Exzerpte der sichtbaren Welt, so wie die Farben, sind sie. Sehen lassen sie jedes Mal: was Sehen heißt - wenn es dem dumpf fordernden Zweck einmal mutig entsagt, den aufgenötigten, öde erkennungsdienstlichen Übungen.

Silence is sexy“ ist ein Stück der Art. Der feine Faden Rauch. Mit „s/w/s“ ist es nicht anders. Dass es Hühnereiweiß ist, das in der Pfanne stockt und verschmurgelt, das sagt nichts. Wir brauchen es nicht wissen. Was sich beschreibt, ist ein Augenblick des namenlosen Staunens. Unvermittelt bildhaftes Sichtbarwerden. Jeder Bildfund ist ein Gewinn. Gewonnene Sichtbarkeit. Wer die Welt nicht so in Bildern betrachtet, dem ist sie schon halb verloren.

Ich sehe gern: Das sagt jede Farbe, jedes Fundstück hier. Die Zigarette im Aschenbecher - der unberührte Ascheleib. Die verwirrte Fahrbahnmarkierung, die Andreas von Ow in Karlsruhe - wie soll ich sagen? - über den Weg lief. Das zerbrochene Zifferblatt einer Uhr in Bernau. Der Haufen Perlmutter vom Strand. Es gibt immer Gründe, nicht hinzusehen. Andreas von Ow lässt sie nicht gelten.

Den Profit haben auch wir, die wir zusehen. „Herr Palomar“ heißt ein „Skizzenbuch“, mit licht blauen Seiten. Wir finden es hier im E-Werk. Zeichner sind Düsenverkehrsflugzeuge; die streifen das Sichtfeld oder durchqueren es. Ziehen Streifen, die prompt abreißen oder für Momente bleiben. Und wieder ein anderes Himmelblau, und wieder eine Zeichnung. Ein Hinhuschen, man weiß nicht von wo nach wo. Man fragt nicht.

Ja, auch Wolken werden gezeigt: in „Delft Blue“ - die Geräuschkulisse eines belebten Platzes haben wir dabei im Ohr. Stimmengewirr, mal Motorengeräusch, Lachen. Im Blick nach oben gleitet ein Kirchturm durchs Bild. Es ist derselbe, der in Vermeers Ansicht von Delft auftaucht. Doch nichts hat die Konsistenz oder Statur von etwas wie „Inhalt“. Man sieht, was man nicht hört: den Himmel. Man hört, was man nicht sieht. Bild und Ton sind zweierlei. Schöne Spuren.

Gelassene Mitschrift: Das ist die Video-Grisaille „Time Smokes the Picture“. Unverwandter Blick, den Kopf im Nacken. Bildquelle ist niemand anders als die Zeit - in Gestalt von Schornsteinrauch. So quillt und quillt die Gegenwart. Quillt und ver-

fliegt. (Ob man will oder nicht).

Poesie - denke ich - ist nicht, was man der sichtbaren Welt andichten oder aufladen muss. Man muss sie wahrhaben wollen. Und der Wirklichkeit mit wirklichen Bildern wirklich begegnen.

In seinem Buch „Die Lehre der Sainte-Victoire“ beschreibt Peter Handke einen Wald in der Nähe Salzburgs. Literarische Konsequenz aus Cézanne und dessen Montagne-Sainte-Victoire-Bildern, das ist sein Waldstück. Dieser Morzger Wald ist keine Postkartenschönheit, kein Stern im Reiseführer. Wie der Berg in der Provence, den wir vermutlich kaum kennen würden, wenn Cézanne nicht gewesen wäre. Der nahm ihn zum Beispiel, an dem er die Wirklichkeit seiner Bilder nachwies. Von „Fichtenmasse“ und „Ruhe“ finden wir Handke sprechen: von Hohlweg, Dickicht und Lichtung. Lichtbraun und Grün, Fahlgrau, Blaugrau, Rostgelb; kräftig farbige Sprenkel wären noch die spielenden Kinder, hören wir. „Kein Wald der Wälder“, sagt Handke. Doch auch: dass dieser auf wieviel? Seiten sprachlich verdichtete Wald „wunderbar wirklich“ sei.

Da will ich hin. Das ist jetzt mein Wort: „wunderbar wirklich“. Nichts anderes ist die Farbe des Freiburger Kunstvereins. Die der Stockrosenblüten an der Schau- fensterscheibe in Basel. Oder ein ausuferndes Weizenblond. „Wunderbar wirklich“ ist der Brombeerton auf dem Bierdeckel, auf dessen Vorderseite (die die Bildrück- seite ist) zu lesen steht: „Andreas von Ow, Blackberries, Airport Rotterdam, 2014“. So wie die Himmelzeichnungen auch, ist der ein Teil einer Sammlung. Das „Bier- deckeltagebuch“ fand ich neulich im Karlsruher V8, wo Andreas von Ow zusam- men mit David Semper zu Gast war. Eine Ausstellung wie ein Freundschaftsbild war das. Der Bierdeckel, den ich meine, - mein Bierdeckel - trägt den Aufdruck einer holländischen Brauerei mit Namen Bavaria: ein Dreieck mit leicht nach au- ßen gekrümmten Schenkeln. Ein Ding wie ein Wappenschild. Dies Wappen von Ow zeigt nicht Ritterhelm noch heraldischen Löwen. Brombeere reicht. Rotbraun ist das Brombeerwappen.

Rote-Beete-Saft, wie das „Tagebuch“ auch mitteilt, wird rasch zu fahlem Braun. Nein, Time smokes nicht nur The Picture. Die Zeit lässt auch Farben verblassen. Und dies mit dem innigen Einverständnis des Malers. Wozu müssen Farben licht- beständig sein? Er sieht sie im selben Fluss, dem seine Videos folgen.

Der Rotterdamer Brombeerbierdeckel übrigens hat bei mir in der Emmendinger

Wiesenstraße ein himmelblaues Pendant. Lawrence Wieners Bierdeckel-Tondo ist auch so ein gleichmütig weltoffenes Statement. „As long as it lasts“ steht drauf. Und ich denke an Rote-Beete- oder Brombeerton, den Herbst, das Leben - oder was immer sein mag - und mehr oder weniger lang dauert.

Und: Wie sagt der Konzeptkünstler Weiner über den Künstler im Allgemeinen?

Was der sieht und was er tut: „Das teilt er dann mit den Mitmenschen.“ Ein schöner Gedanke, dass das so wäre.

Hier sehe ich einen, bei dem das so ist.

Als ich ihn das letzte Mal sah, wies er mich auf herbstbunte Blätter im Nebel hin.

Herzlichen Dank, Andreas von Ow, auch dafür.

Volker Bauermeister